

Abbildung 66

Unsere Glieder sind steif und ungewandt geworden. Wenn wir unserer Militärpflicht genügt haben, legen wir uns einen Bauch und eine Glatze an und wollen keinen Sprung mehr machen. Deshalb alles hübsch glatt und eben: aus allen Strassen eine Gleitebahn machen, auf denen man weiter so hin dösen kann, ohne dass man irgendwo den Fuss zu heben oder aufzumerken braucht.

Das ist der tiefste unbewusste Sinn der Prinzipien, nach denen wir das Leben einrichten. Wenn diese Prinzipien recht haben, so sind auch die Verordnungen richtig, aber ich bin der Ueberzeugung, dass diese

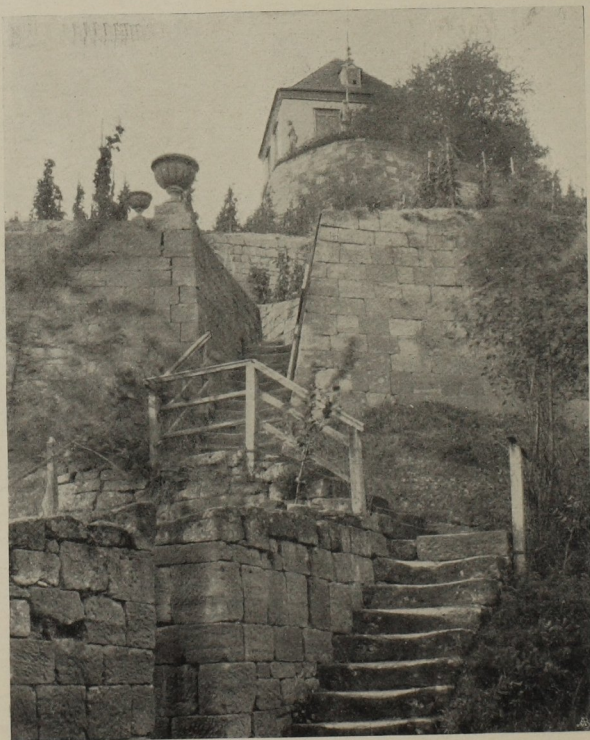


Abbildung 67

Kulturgedanken uns auf verfehlte Bahnen drängen. Es ist nicht nötig, dass wir, wenn wir die Fortschritte der neuen Zeit benutzen, sie zugleich missbrauchen.



Abbildung 68

Wenn wir von dem steigenden Verkehr der neuen Zeit sprechen, so kann das auch nicht als eine absolute Grösse hingenommen werden. Das Strassenleben einer

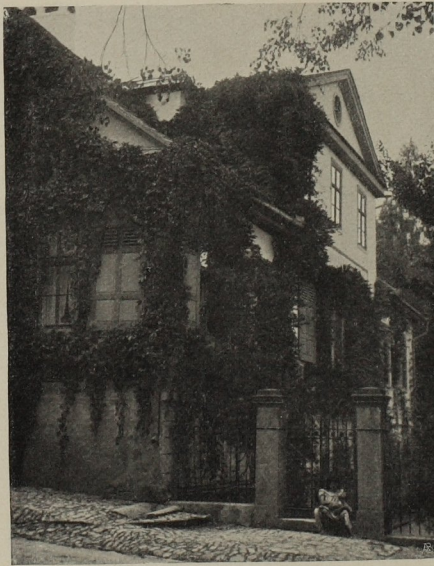


Abbildung 69

kleinen Stadt im Jahre 1900 ist kein lebhafteres, als das einer kleinen Stadt im Jahre 1500 oder in einer Villenvorstadt der grossen Stadt. Wenn wir uns aus den Dokumenten jener Zeit ein richtiges Bild machen, so ist im Gegenteil anzunehmen, dass es damals auf der Gasse belebter zugeht wie heute, weil sich damals manches auf und an der Strasse abspielte, was sich heute in gedeckten und geschützten Räumen zurückgezogen hat. Zudem nehmen heute Städte von 20 000 Einwohnern

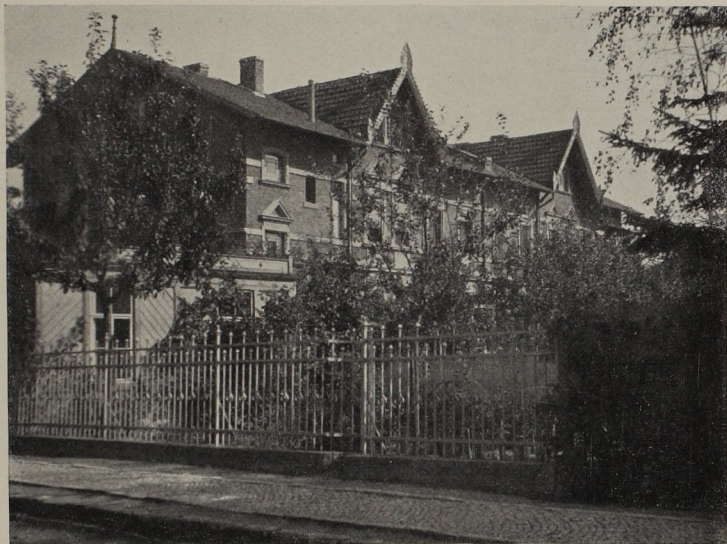


Abbildung 70

einen grösseren Raum ein, als vordem Städte von 50 000 Einwohnern, welche von einer Mauer umschlossen wurden und enge Gassen hatten. Mag der Wagenverkehr auch bedeutend zugenommen haben — trotzdem vermag ich nicht einzusehen, was für ein entsetzliches Verkehrshindernis ein paar Stufen sein sollen, die in den Fusssteig einspringen, besonders seitdem die Beleuchtung ihre Fortschritte gemacht hat. Man sieht sie eben und weicht ihnen aus. Nach den Prinzipien, nach denen

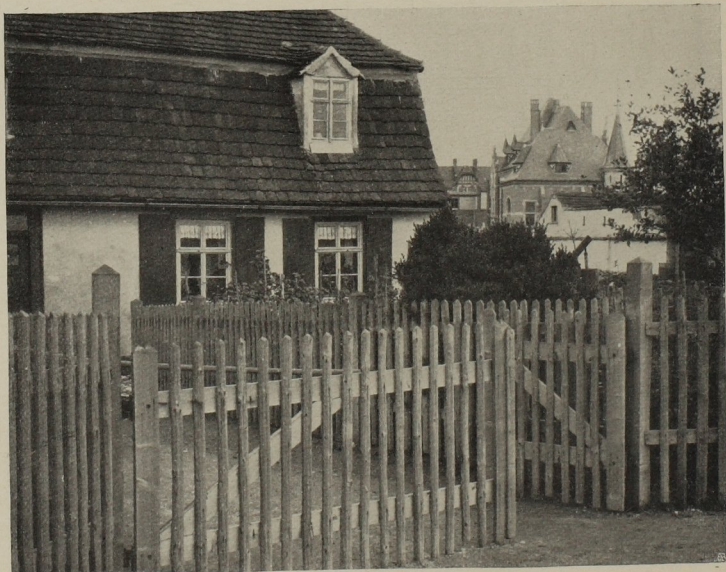


Abbildung 71

jene Aufräumer gehen, müsste man ja schliesslich die Laternenpfähle und die Strassenecken polstern lassen. Wir wollen doch Menschen sein, die sich ihres Lebens und ihrer Lebenskräfte bewusst sind und die nicht ein fast künstlich-automatisches Leben führen. Dass man eine Verkehrscentrale, wie etwa die Leipzigerstrasse in Berlin, auf diesen riesenhaften Verkehr hin baut, schliesst doch nicht die Notwendigkeit ein, dass sich jedes Gässchen im glücklichen Krähwinkel auf ebendenselben Riesen-

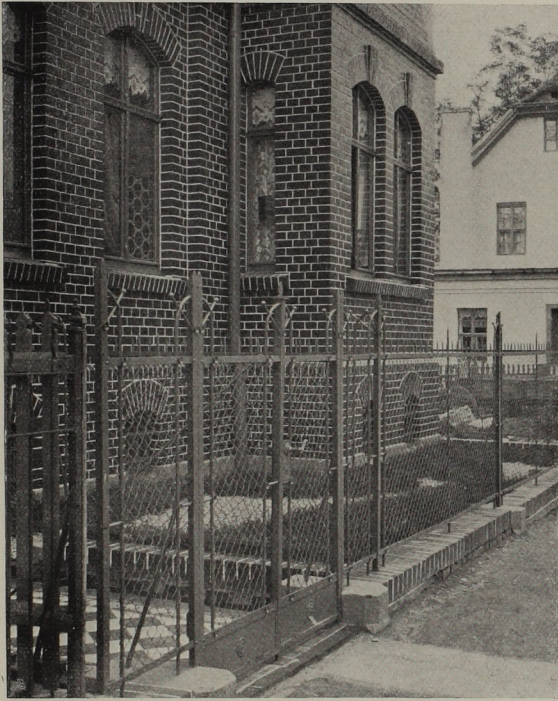


Abbildung 72

verkehr vorbereitet und dementsprechend alles demoliert.

Die Treppe führt also zu dem Gärtchen empord, das so hoch über der Strasse liegt, dass ein Herein-



Abbildung 73

blicken von dieser aus unmöglich gemacht ist. Dieses von drei Seiten von freundlichen Hausfronten eingeschlossene Gärtchen müsste den angenehmsten Aufent-



Abbildung 74

halt bieten. Der Mittelweg, der von der Strassenpforte zur Hausthür führt, teilt ihn in zwei gleiche Teile, Buchsbaumhecken fassen sie ein, Rosen umspinnen das Spalier-

werk und ein kleines Wasserbecken, eine Grotte, eine Statue oder dergleichen könnte den Garten schmücken. Rechts und links von den Seitenflügeln könnten oben Sitzplätzchen angelegt sein, die im Schatten der Mauern oder der Bäume liegen und geschützte Beobachtungsposten für das Strassenleben bieten. Das hier in Abb. 73 vorliegende Exemplar hat seine alte Kultur verloren und ist verwahrlost.

Solche mit Liebe erdachten Anlagen fehlen der neuen Zeit ganz. Stereotyp kehrt immer nur der eine und noch dazu verfehlte Gedanke wieder: der Vorgarten. In infinitum könnte ich die Gegenbeispiele wie Nr. 74 anführen.

Nr. 75 zeigt die Anlage eines Gärtchens, das im alten Stadtgraben angelegt ist. Seitdem die Befestigungen gefallen sind, führen Strassen an den alten Wällen hin, ein Streifen von diesen ist neben der Strasse stehen geblieben und dient gleichsam als Terrasse (siehe auch Abb. 28). Dort, wo der Eingang von der Strasse aus ist, steht eine kleine Laube, hoch über der Tiefe der alten Mauer. Ein Treppchen führt hinunter in den Grund, von einem Rebgang überdeckt. Meine Abbildungen sind im Winter gemacht, die Bäume sind kahl und frostige Stimmung liegt über dem Ganzen. Trotzdem sieht man ihm seine behagliche Gartenanlage noch an. Es ist ein ganz bescheidenes Gärtchen, gemacht von Leuten in den bescheidensten Verhältnissen, wie Ludwig Richter sie uns sehen gelehrt hat.



Abbildung 75

Einen über der Strasse liegenden Garten zeigt Abb. 76. Hier ist alles in dichtes Grün eingesponnen, das über die Mauer wuchert. Breite Steinstufen und eine freundliche Holzthür geben das Motiv.

Man vergleiche die Garteneingänge Abb. 77 und 78. Der erstere bildet einen Typus des natürlichen „gewachsenen“ Garteneinganges, wie ihn der wohlhabende Städter im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts sich baute. Von der Art dieser Gartenanlagen sprach ich schon. In den breiteren Gartenstrassen blieb in der den ganzen Garten umziehenden hohen Mauer eine breite Lücke, die nur durch Lattenwerk geschlossen war und in deren Mitte die Eingangsthür lag. Doch profanierte dieser Einblick den Garten nicht; wie in all den harmonischen Anlagen jener Zeit war auch die Lage des Hauses mit feinem Sinn darauf berechnet. Dieses schloss dann mit seiner breiten, niedrigen Front den Garten gegen die Bresche zu ab, indem man zwischen Haus und Gitter ein breites und langes Blumenparterre legte, das gleichsam einen erweiterten Eingang des Hauses bildete, und durch dessen bunten Teppich der breite mit Buchs eingefasste Weg gerade auf die wiederum breite Thür des Hauses führte. Eine solche Lösung bedeutete natürlich durch ihre Raumverschwendung eine ziemlich luxuriöse Anlage, denn der eigentliche Garten lag erst hinter dem Hause und war ringsum von Mauern umschlossen. Wer auf solchen Luxus verzichten musste, der wählte eine andere Lagerung des Hauses zum Garten, aber er suchte nicht durch blosse Verkümmern und Verkleinerung der reichen Anlage den Schein einer solchen aufrecht zu erhalten, wie das heutzutage üblich,



Abbildung 76

ja für gewisse Strassen die baupolizeiliche Vorschrift geworden ist, von der ich schon sprach. Abb. 78 zeigt diesen Typus. Man wird nicht leugnen können, dass so wie dieses Bild die meisten „Zinsvillen“-Strassen in

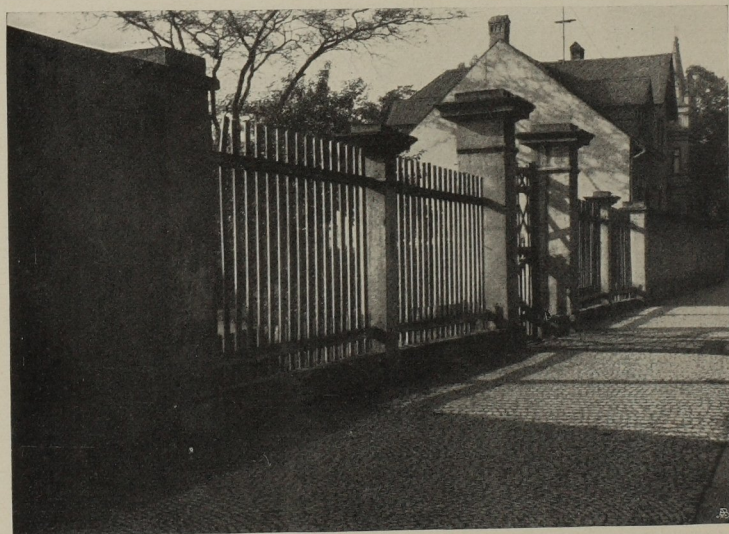


Abbildung 77

grossen und kleinen Städten aussehen. Zu dem kläglichen Typus kommt nun eine noch kläglichere Ausführung. Aus den kräftigen monumentalen Sandsteinpfeilern sind armselige Pföstlein geworden. Aber was an Monumentalität abgeht, wird durch gar herrlich reiche Ornamentik ersetzt! Man ruht nicht eher, als bis das Ganze durch lauter Kleinkram kurz und klein zerhackt und jede übersichtliche Gliederung aufgehoben ist. Auch über diese Formenauffassung ist sachlich nichts Neues mehr vorzubringen; ich kann einen jeden, der noch



Abbildung 78

überzeugt sein will, nur bitten, beide Bilder nebeneinander auf sich wirken zu lassen.

Die schönste Art der Garteneinfriedigung wird wohl

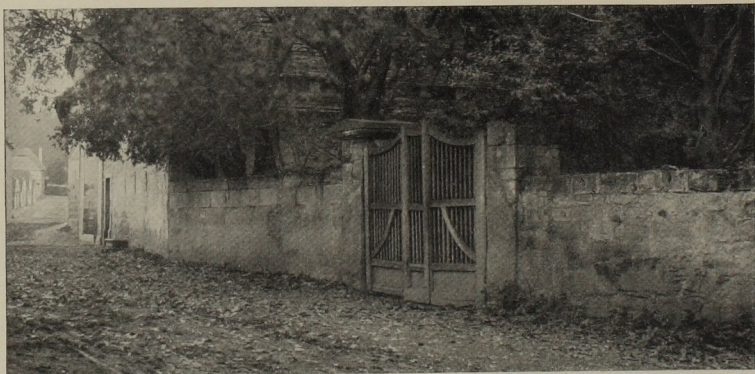


Abbildung 79

immer die hohe Mauer bleiben. Nicht allein für den, der drinnen ist, sondern auch für den aussen Vorübergehenden, denn es ist etwas Köstliches um den heimlichen, verschwiegenen Zauber einer hohen Mauer, über welche die Bäume sich neigen. Gewiss ist eine solche Maueranlage die teuerste Lösung der Garteneinfriedigung. Hat man nicht trotzdem auch heute noch oft genug die Mittel dazu? An der Sparsamkeit liegt es nicht, wenn die neuen Anlagen lächerlich aussehen. Man vergleiche Nr. 79 und 80. In beiden eine vollkommen identische Anlage mit Mauern. Aber auf dem linken Bilde fühlt man sich wohliger gestimmt und auf dem rechten meint man einem Sargdeckel gegenüberzustehen. Die Verzierungen geben den Eindruck der Armut, nicht des

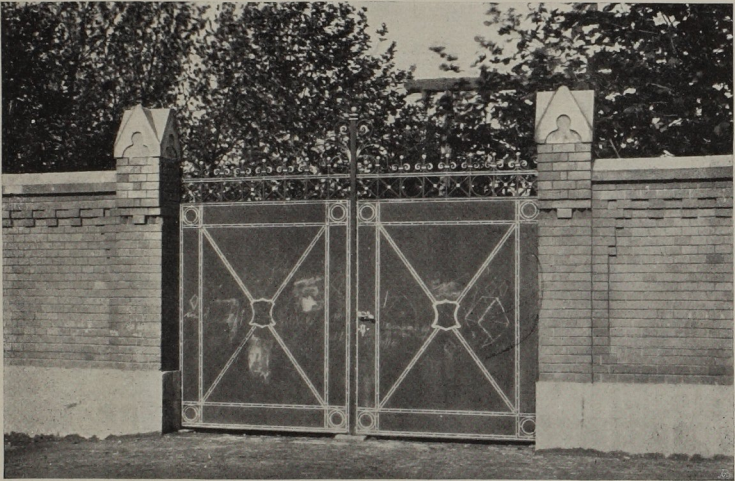


Abbildung 80

Reichtums, während die schlichten Linien der Holzthür von Vornehmheit und Behagen reden.

Es ist überhaupt sehr schade, dass man heute dem Eisen als Material so unbedingt den Vorzug vor dem Holze gibt. Es liesse sich für die Berechtigung dieser Wandlung nur ein Grund beibringen und der wäre für die Welt ein tief beschämender: dass nämlich die Menschheit im Gegensatz zu früher nur noch aus Vandalen bestünde, die alles kurz und klein schlügen, was nicht niet- und nagelfest ist. Ich will nicht darüber entschei-

den, ob dem so ist. Ich möchte nur feststellen, dass man im 17., 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die meisten Gartenthüren aus Holz machte, obgleich man sehr wohl schmiedeeiserne kannte. Landstreicher und Einbrecher gab's damals denn doch wohl nicht weniger, als heute — aber man empfand das Traute, Anmutige und Warme wahrscheinlich stärker und also als einen grösseren Wert, der dem Material des Holzes und den ihm entsprechenden Formen inneohnt. Uebrigens trifft es nicht einmal ohne weiteres zu, dass hölzerne Thüren minder haltbar seien. Wir haben so unendlich viel Thüren, die ihre 150 Jahre alt sind, dass die Fürsorge, dass unsere modernen eisernen Gartenthüren nur ja ihre 2—300 Jahre alt würden, wirklich übertrieben erscheint. Ganz gewiss haben die alten Holzgartenthüren während dieser Zeit hie und da der Reparatur bedurft, aber dafür war ihre Anlage auch um so viel billiger, dass man bei den eisernen doch noch von keiner Ersparnis reden könnte. Ja, ich möchte noch weiter gehen und behaupten: in vielen Fällen sind Holzgitter haltbarer. Holz fault, wenn man es nicht mit Oelfarbe schützt — Eisen rostet, wenn man es nicht in der gleichen Weise schützt. Die üblichen eisernen Spitzen unserer Gitter vermag ein Hammerschlag abzuschlagen oder doch so zu biegen, dass der Stab bricht. Holz ist viel zäher und ist vor allem viel leichter zu reparieren.

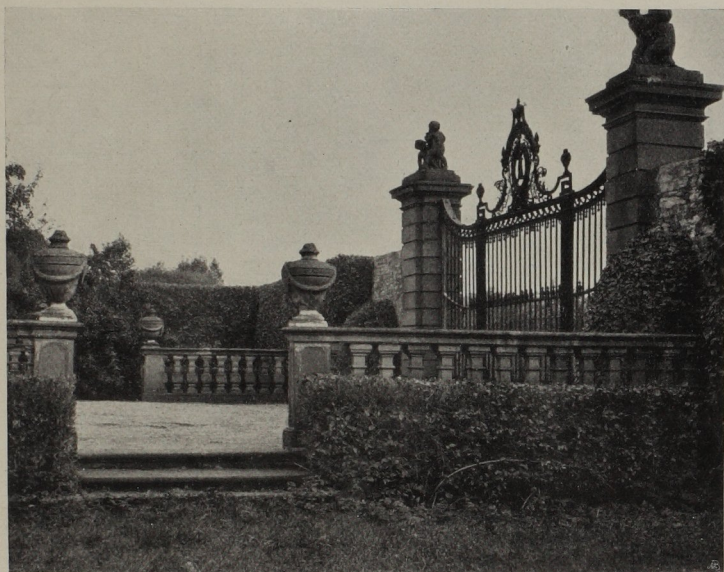


Abbildung 81

Noch eine Thatsache sei erwähnt, die dem Holz den Vorzug vor dem Eisen gibt: das akustische Verhalten von beiden Materialien. Während eine Holzthür hübsch leise und schalldämpfend in ihren Rahmen fällt, dröhnt und schlägt eine eiserne Thür, dass es durch das ganze Haus und Garten schallt. Es ist ein so hässliches Geräusch, dass dieses allein einem schon die eisernen Thüren verleiden könnte. Soll eine eiserne



Abbildung 82

Thür nicht Geräusch machen, so muss sie mit der äussersten Sorgfalt gearbeitet und von grosser Schwere sein, was allein schon nicht auf die Bestimmung als

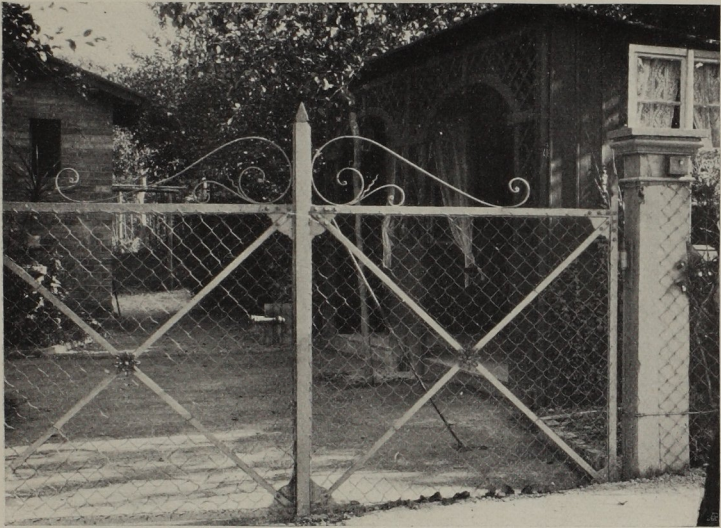


Abbildung 83

luftige Gartenthür hinweist. Ich möchte nicht so missverstanden werden, als hielte ich's für unmöglich, auch aus Eisen schöne Gartenthüren zu gestalten. Ich zeige in Abbildung 81 ein Beispiel aus einem alten fürstlichen Park, der im übrigen selbstverständlich von einer hohen Mauer umschlossen ist. Aber man sollte deswegen doch nicht das schöne Material des Holzes vergessen. Es liegt keine Notwendigkeit dafür vor, und das Beispiel Englands und Amerikas,



Abbildung 84

die das Holz als Garteneinfriedigung wieder sehr aufnehmen, sollte uns da etwas zu denken geben.

Man vergleiche Abb. 82 und 83 einmal nur auf das

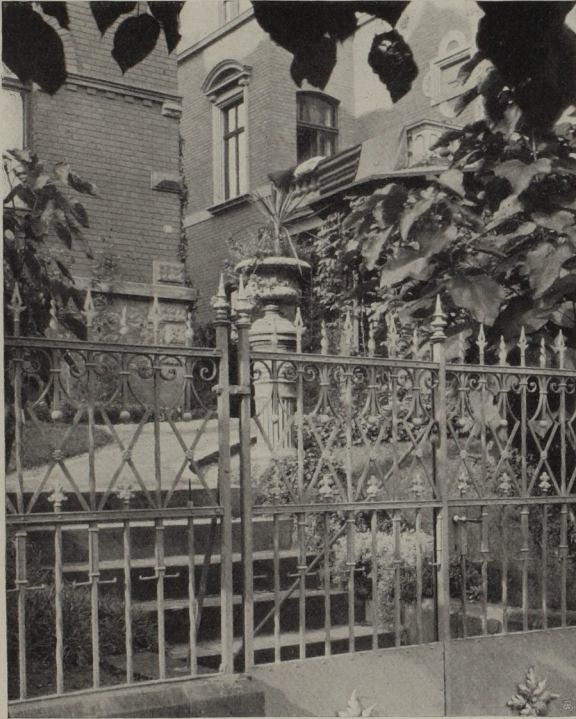


Abbildung 85

Material hin. Die erstere zeigt Gartenzaun und Laube älteren Datums. Wie freundlich ist die Anlage trotz der winterlichen Stimmung, und wie anmutig ist ihr ein-

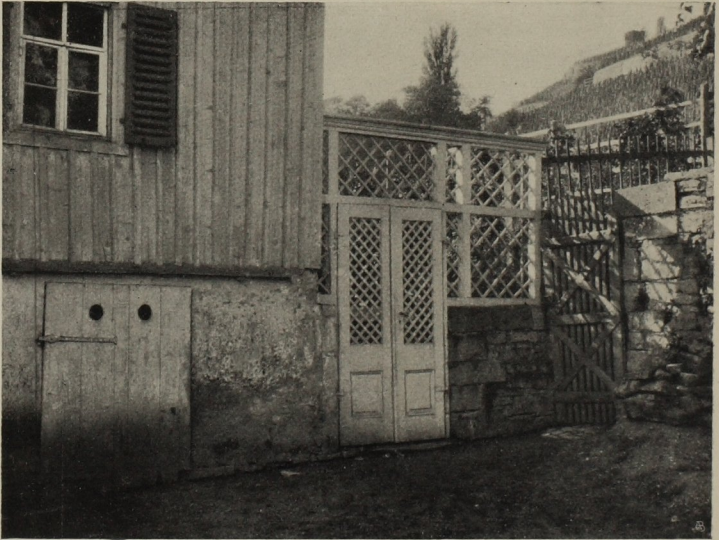


Abbildung 86

faches Spalierwerk! Das andere Thor, Abb. 83, welche Wirkung erreicht es mit seinen Eisenschnörkeln? Aus der Ferne die, dass es gar nicht da zu sein scheint, aus der Nähe die der langweiligsten Dürftigkeit. Aber nun wolle man die Aufmerksamkeit einmal entschieden auf das Material lenken. Muss man da nicht zu der Meinung kommen, dass zu den bescheidenen stillen Gärten das freundliche Holz mit seinen breiten Pfosten besser „stimmt“, als das dünne Eisen? Dem Material



Abbildung 87

des Eisens wohnt eben eine andere Ausdrucksweise
inne, und diese passt nicht überall hin. Es werden
Fälle kommen, wo sie hinpasst, wenn auch in anderen

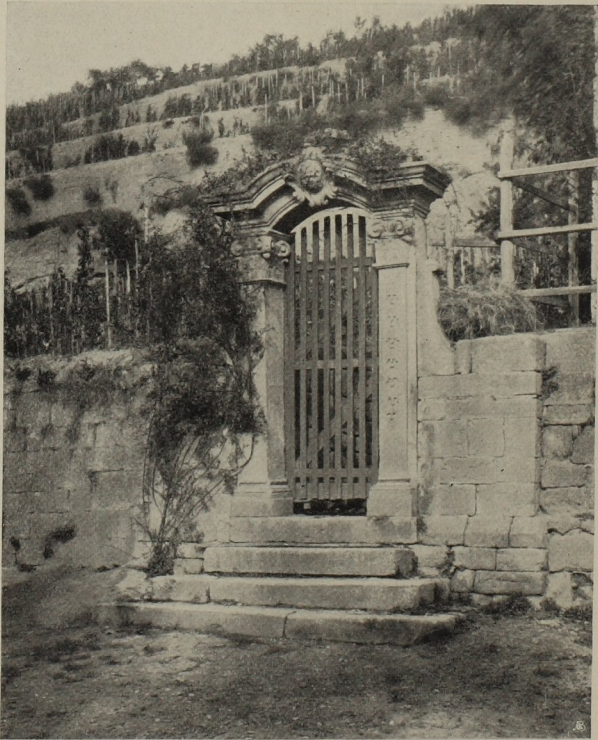


Abbildung 88

Formen, als in denen, die sich heute im Geschäftsvertrieb der Schlossermeister eingefunden haben.

Auch Abb. 84 und 85 zeigen nahezu identische



Abbildung 89

Anlagen. In Nr. 84 sehen wir eine Terrasse, die sich vor der Villa erstreckt. Alles ist hier von ausgesucht feinem Geschmack und mit Verstand angeordnet. Dicht



Abbildung 90

vor das Haus selbst ist noch eine zweite kleinere, aber hohe Terrasse gelagert, die den Uebergang zum Haus vermittelt und einen angenehmen Ort zum Sitzen bietet. Die untere Terrasse zeigt in der Mitte ein rundes Wasser-



Abbildung 91

becken, das sein Wasser von einer Figur, die seltsam ist, aber doch Stil hat, empfängt. Runde Bäume geben der Balustrade überschaubare Verhältnisse und leiten zur Architektur über. Niedrige Vasen, aus den Blättern



Abbildung 92

emporwachsend, sind regelmässig verteilt. — Auf Abbildung 85 sieht man noch das abscheuliche eiserne Gitter, das vorn den Garten abschliesst. Auch hier führen Stufen herauf, auch hier stehen Vasen mit Pflanzen, auch hier erhebt sich die Villa unmittelbar hinter der Terrasse. Aber alles ist ausdruckslos, unnützlich, nirgends empfindet man die Logik des Aufbaus, nirgends das notwendigerweise Gewordene. Die schreckliche Vase

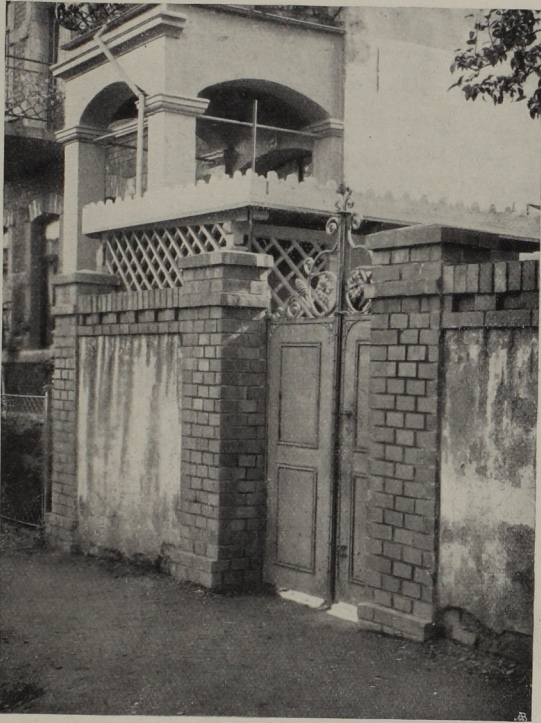


Abbildung 93

auf der Säule mit der dürftigen Palme drin ist so eine Art Gradmesser für das Ganze, das auch bloss wieder einmal recht angeschaut zu werden braucht, um in seiner ganzen Nichtigkeit erkannt zu werden.



Abbildung 94

Den Formen wohnt ein merkwürdiges Ausdrucksvermögen inne, derart, dass bei einer scheinbar ganz geringen Aenderung der Form sich oft eine starke Ver-

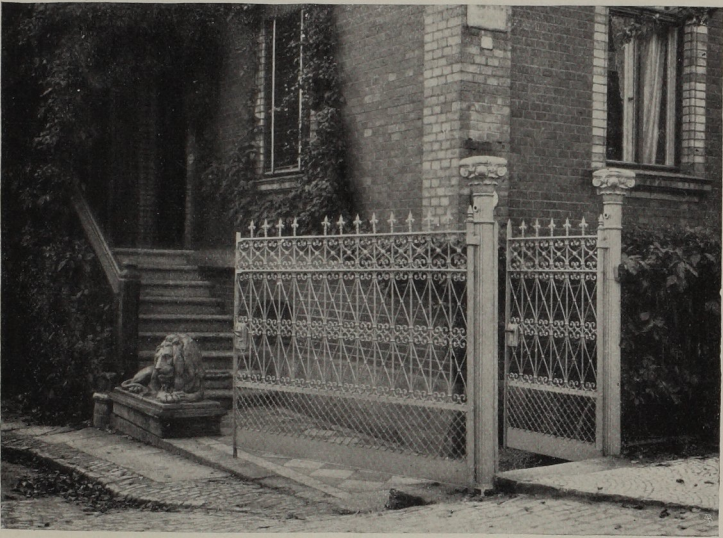


Abbildung 95

änderung des Ausdruckes ergibt. Die Fähigkeit zum Lesen in den Formen lässt sich sehr steigern. Man kann sich das an folgenden Beobachtungen klar machen: an sich sind die einzelnen Individuen derselben Menschenrasse sich sehr ähnlich. Alle haben Nasen, Augen, Ohren, Arme, Beine, die überall in derselben Weise angeordnet sind. Trotzdem wissen wir, dass kein Mensch dem andern gleich sieht und erkennen auf den ersten Blick die Verschiedenheit des Ausdrucksinhaltes der

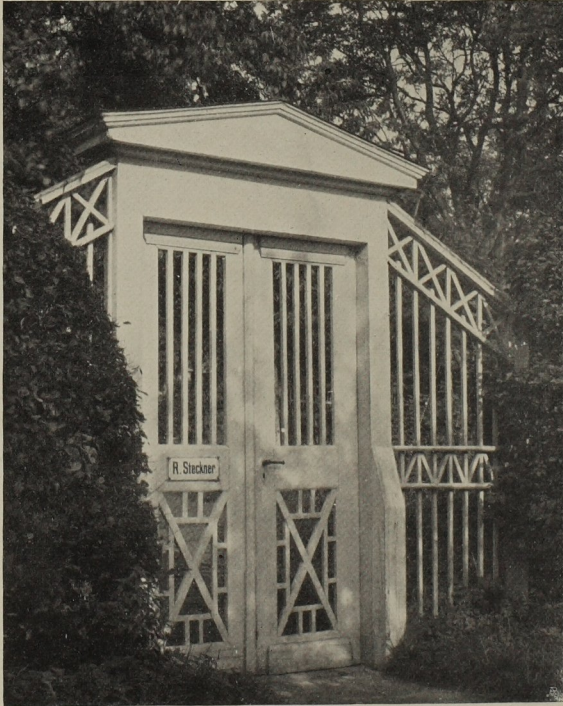


Abbildung 96

einzelnen Formen, die doch den Typus immer nur ganz wenig variieren. Diese Fähigkeit, in den Formen zu lesen, ist die Erziehung unseres Gesichtssinnes durch die systematische Schulung der Beobachtung. Diese



Abbildung 97

Beobachtung wird jedoch meist nur partiell geübt. Die Fähigkeit zur Unterscheidung der einzelnen Menschenerscheinungen und besonders ihrer Gesichter ist im allgemeinen bei allen Menschen entwickelt. Es scheint

das den meisten eine Selbstverständlichkeit. Man kann sich an einem naheliegenden Beispiele klar machen, wie wenig selbstverständlich ihr Vorhandensein ist oder in den allgemein angeborenen Fähigkeiten des Menschen begründet liegt, dass es vielmehr die Entwicklung der Fähigkeit durch Uebung voraussetzt. Wenn wir in eine Hammelherde schauen, so sehen wir eine Vielheit von Hammeln, das einzelne Individuum unterscheidet sich nicht, es sei denn durch eine besondere Grösse oder Kleinheit. Aber auch das verliert sich, sobald wir den Vergleich der Individuen nicht mehr unmittelbar nebeneinander haben. Setzen wir zuerst einen Hammel abseits hin und betrachten wir ihn, so werden wir es nicht merken, dass wir ihn durch einen andern vertauschen, wenn der in Farbe und Grösse halbwegs mit dem ersten übereinstimmt. Wir kennen den Typus Hammel wohl so ungefähr, dass wir sagen können, um was für eine Tiergattung es sich handelt, doch wir kennen ihn nicht genug, um die individuellen Abweichungen zu erkennen.

Anders der Schäfer. Er würde lächeln, wenn wir ihn fragen, wie in aller Welt er es doch nur anfinde, die einzelnen Tiere seiner Herde zu unterscheiden und die Frage kommt ihm gerade so komisch vor, als ob unsereiner gefragt würde, wie wir es anfangen, unsere Freunde und Bekannten zu unterscheiden. Sein Auge ist eben auf die Ausdrucksfähigkeit gewisser Formen so geübt, dass er in ihnen liest, wie wir in anderen Formen,



Abbildung 98

also etwa den menschlichen Angesichtern, lesen. Ich setze diese Betrachtung hierhin, um darauf aufmerksam zu machen, wie sehr der Mensch seine Fähigkeit, sein

Unterscheidungsvermögen Formen gegenüber zu gebrauchen und in den Formen zu lesen, entwickeln kann. Man mache sich das klar, wenn man zwei Bilder wie 86 und 87 vergleicht und aneinander abwägt. An sich sind es ganz ähnliche Dinge: Garteneingang aus Holz, in den Formen zwar nicht gleich, aber doch eben auch nicht so verschieden, dass eine Welt die Bestandteile trennte. Und doch: eine Welt trennt den Ausdruck dieser beiden Formen. Die eine ist entzückend traut, anmutig und heiter, die andere entsetzlich trivial, ledern und dumm. Gerade so wie eine Welt der Empfindungen zwei Gesichter trennen kann, und haben doch beide Nasen, Augen und Ohren, die in derselben Weise angeordnet sind.

Ganz gewiss sind unsere Augen, Ohren und Nasen Organe, welche an Feinheit dem Bau einer Thür, und sei es der kompliziertesten, derartig überlegen sind, dass wir die Summe von Ausdruckserkennbarkeit, die wir ihnen beiden gegenüber setzen, nicht direkt vergleichen können. Natürlich, an dem Ausdruck eines menschlichen Auges ist mehr zu erkennen, als an unserer Gartenthür auf Abb. 86. Dort ein ganzes Menschenleben, hier nur gewisse Grundstimmungen der menschlichen Anlage, die zu dem Bewohner und dem Vorübergehenden von dem Sinn des Erbauers sprechen soll. Aber bei aller Gradverschiedenheit handelt es sich doch um dieselbe Sache: die Fähigkeit, durch die Vermittlung des



Abbildung 99

menschlichen Auges gewisse Ausdruckswerte zu erkennen.

Jetzt noch rasch einige erklärende Worte zu dem Rest der Abbildungen der Garteneingänge. Abb. 88 ist

das Steinportal eines Weinbergs, das aus der Barockzeit stammt. Trotz seines ornamentalen Schmuckes wird die Hauptform des Ganzen, die den Begriff Portal zur Anschauung bringen soll, durch die Ornamentik nicht so überwuchert, dass diese Hauptform verschwindet.

Auch Abb. 89 möchte den Begriff des „Portals“ zur Anschauung bringen. Aber es bleibt beim guten Willen; die Anschauung selber tritt nicht ein. Während die steinerne Wölbung auf Abb. 88 die Thüröffnung klar erkennbar macht, trennt das dünne Eisen auf Abb. 89 den Thür-Raum nicht klar erkennbar vom umgebenden Raum und der Eisenstab wird zum unnützen Schnörkel, der nicht einmal irgendwelche ornamental-rhythmischen Lustgefühle auslöst, da seine Formen sinnlos und ohne Ausdruck sind. Selbst der sachliche Zweck, die Laterne zu tragen, ist in keiner Weise glücklich gelöst.

Abb. 90 ist die allerprimitivste Form der Pforte in der Mauer, die überhaupt möglich ist. Sobald eine Mauer da ist, lässt sich auf wohlfeilere Art überhaupt keine Thüre herstellen. Und doch wird man von dieser Thüranlage nur angenehme und sympathische Eindrücke empfangen. Man darf nicht sagen, der Hauptreiz dieses Bildes sei durch das entstanden, was durch Zufall gekommen. Derselbe Zufall müsste dann doch im Laufe der Jahre das Gärtchen auf Abb. 91 verschönern. Darauf wird niemand im Ernst mit Vertrauen warten. Was uns auf 90 anmutet, ist die sympathische Anlage, die sich bis auf die

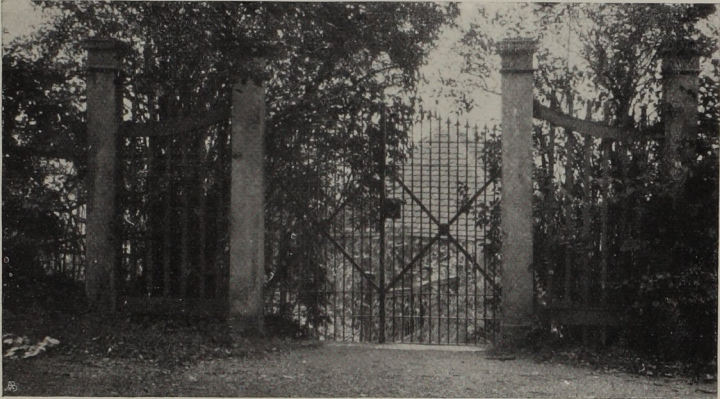


Abbildung 100

Pflanzen erstreckt, die doch auch in die Hand des pflanzenden und pflegenden Menschen gegeben sind. Abb. 91 ist auch eine ganz bescheidene Anlage, die in den Hof kleiner Leute führt. Aber sympathisch ist sie nicht, alles kopilos zusammengesetzt, das Heterogene eint sich nicht zum Ganzen, die Zieraten erscheinen deplaciert, die Blechthür erscheint auch dem Auge kalt und unfreundlich, man hört sie beständig klatschend zufallen und dröhnen. Wer wäre es, den nicht beim Anblick einer solchen Anlage das trostlose Gefühl überkäme, das uns den meisten modernen Anlagen gegenüber beherrscht: dass das Leben nicht lebenswert sei? Während uns bei den guten alten Anlagen von selbst eine derartige

Heiterkeit des Gemütes überkommt, dass uns der Himmel lachend, die Erde licht erscheint.

Dieselbe Wahrnehmung wird uns gegenüber von Abb. 92 und 93 beherrschen. Dieses kleine Häuschen, das so lieblich in Grün eingesponnen ist, wird uns ohne weiteres der Wohnsitz von Glück und Zufriedenheit, während sich gegenüber dem rechten Bilde sofort das Gefühl von der dumpfen Schwere und dem Unmut des modernen Lebens einstellt.

94 und 95. Dasselbe Bild. Man wird vielleicht sagen: Das erste Bild ist eben besonders „malerisch“ aufgenommen. Ich kann nur konstatieren, dass sich bei solchen guten Anlagen das „Malerische“ ganz von selbst als eine Begleiterscheinung einstellt. Ich bin an diesem Garten zu irgend einer nicht vorher festgestellten Stunde mit meinem Kodak vorbeigekommen und sofort ordnete sich das Treppenmotiv zum angenehmen Bilde. Aus der Anlage auf 95 könnte auch der geschickteste Künstler kein erträgliches Bild gewinnen. Alles ist hier kopflos angeordnet und erzeugt die ungemütliche Stimmung, die nur das versöhnend verdeckende Dickicht des wilden Weines im Hintergrund etwas mildert. Die beiden Pfosten der Thüre sind steingrau angestrichene korinthische Säulen, die nichts tragen, aus denen aber seitlich zwei unendlich lange Thürflügel herauswachsen. Um das dem Auge erklärlich zu machen, sind die Pfosten viel zu dünn. Vor der Treppe ist ein Löwe aufgestellt,



Abbildung 101

der weder an sich besonders schön ist, noch die Treppenanlage bessert. Man halte sich nur das Tier einmal zu, um sofort zu erkennen, dass die Treppe ohne ihn ge-

winnt. Aber man macht überall dieselbe Erfahrung: alle Welt ist der Meinung, dass das Hinzufügen von Ornament oder sonstiger Kunst „verschönert“, während diese Verschönerung nicht allein davon abhängt, dass die Zuthat selbst etwas taugt, sondern auch, dass der Ort, wo sie Platz findet, richtig gewählt ist.

Abb. 96 und 97 decken sich genau in ihren Bestimmungen. Beides sind schmale Gartenthüren, die nur dem Fussgängerverkehr dienen, da die Einfahrten gesondert davon angebracht sind. Abb. 96 ist ziemlich späten Datums; es mag wohl aus den 30er Jahren stammen. Für mein Gefühl ist es eine der heitersten und freundlichsten Gartenthüren, die ich kenne. Abb. 97 mit seinen mit Goldbronze bemalten Spitzchen ist mir eine der unangenehmsten Thüren, die ich vorführe.

Abb. 98 ist für mich das schönste Bild, das ich in dieser Sammlung habe. Es ist auch ein ganz besonderes Thor: es ist die Thür, die zu Goethes Gartenhaus im Park zu Weimar führt. Ich mag ihm kein Gegenbeispiel gegenüberstellen — seine Schönheit mag für sich sprechen. — Wenn man doch nur wieder allgemein begreifen wollte, dass es durchaus nicht nur Associationswerte sind, die für uns hier mitsprechen, sondern dass so eine Thür eine kritische Zergliederung vertragen kann. Man zeige mir in der ganzen Welt eine zweite Thür, die mehr dem Sinne entspricht, als freundlicher Zugang zu einem heiteren Garten zu dienen, und die dabei mehr dem



Abbildung 102

Material — dem durch Farbe geschützten Holze — entspricht.

Abb. 99 führe ich noch an als einen Treppenaufgang von einer Einfachheit und Schmucklosigkeit, die kaum



Abbildung 103

zu überbieten ist, solange es sich um in Stein gebaute Anlagen handelt. Auch hier wird man das freundliche Gesicht der ganzen Erscheinung sofort erkennen. Aber wo findet man in allen unseren modernen Garten- und Villenkolonien einen Eingang, der sich auch nur mit diesem messen könnte?

Abb. 100 ist eine gute alte Anlage, die in trauriger Weise entstellt ist. An den beiden Seitenteilen bemerkt man noch die alten Holzgitter und kann den Bogen des oberen Querholzes verfolgen. Dieses Querholz setzte sich natürlich in geschwungenem Bogen durch die Thür

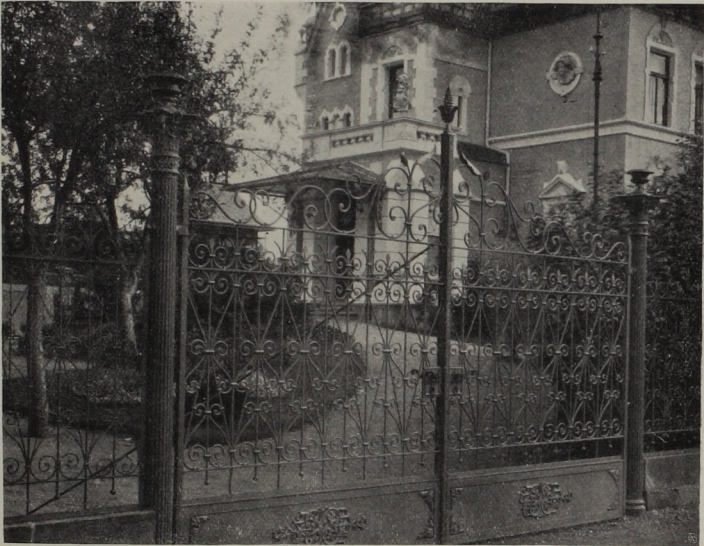


Abbildung 104

der Mittelöffnung fort, so dass diese Querhölzer in der Erscheinung ein Ganzes bildeten. Als die Mittelthür schadhaft wurde, vermeinte der Besitzer, dem Märchen von der Superiorität der eisernen Thür Glauben schenken zu müssen und er bestellte beim Schlosser eine neue Thür, welcher nun irgend eine hineinsetzte, die zu der Erscheinung des Eingangs gar keine Beziehung hat. Dass man eine zwar kleine, aber vollendete Harmonie zerstört, davon ahnt der Besitzer gewiss nichts.

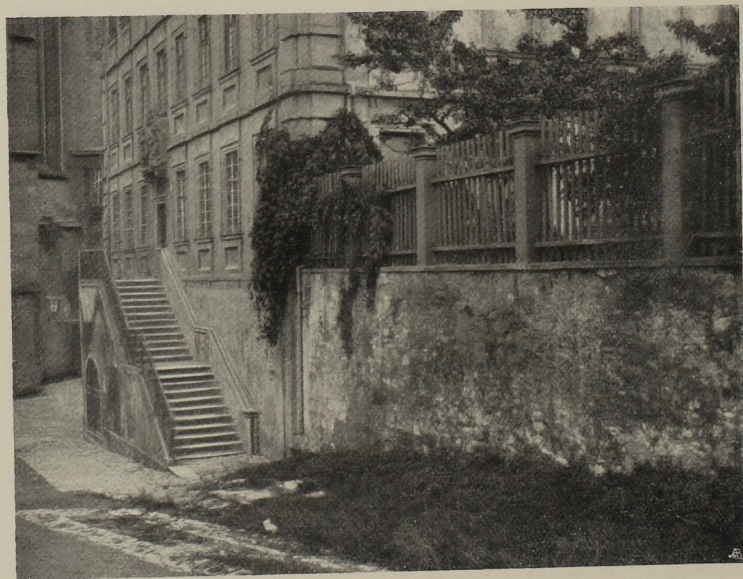


Abbildung 105

Aehnlich auf Abb. 101. Die Pfosten mit den Kugeln verraten noch, dass es sich um eine einst gewiss sehr schöne Thür handelt. Die alten Thürangeln sitzen noch im Stein, man kann sie auch im Bilde deutlich sehen. Sicherlich sass da eine hohe Holzthür, die die Pforte bis zu derselben Höhe schloss, wie der Holzzaun rechts und links von der Thüre reicht, wodurch die Höhe der Pfosten gerechtfertigt wird. Neue Zeit hat auch hier ein eisernes Thor eingelickt, das an sich nur knapp

erträglich wäre, zu der ganzen Anlage aber ohne den geringsten Zusammenhang ist.

Es ist traurig zu sehen, wie Jahr für Jahr Hekatonben guter Vorbilder fallen und durch solche und ähnliche Anlagen ersetzt werden, die dann natürlich, leider, wieder als Vorbilder dienen.

In Abb. 102 zeige ich noch einen schönen alten Weinbergseingang mit grossen alten Barockvasen.

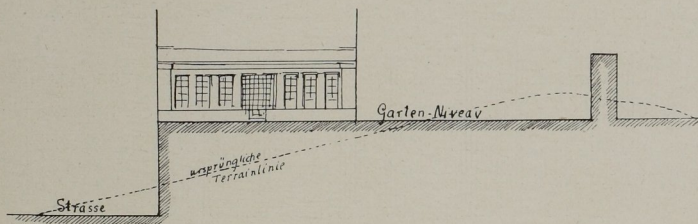


Abbildung 106

Abb. 103 ist ein moderner Eingang, an dem wir erkennen können, dass gewiss nicht die Jahreszahl der Entstehung, sondern lediglich der Sinn des Erbauers massgebend ist. Allerdings lehnt sich dieser Garteneingang an die Formen alter Zeit an, aber was hat sich denn auch am Wesen des Garteneingangs so geändert, dass wir das nicht mehr dürften? Auch das grösste Genie vermöchte nicht etwas Gutes hervorzubringen, ohne sich auf die Schultern seiner Vorgänger zu stellen.

Leider ist sonst nicht viel Gutes aus modernen Gärten zu zeigen. Vereinzelte Beispiele sind moderner Herkunft und ich sage das immer im Text. Ein ganzes Buch über den Garten der Modernen zu schreiben, wie ich eines über nur moderne Architektur vorbereitet habe, ist unmöglich, denn der moderne Gartenbau hat nichts hervorgebracht, was vorbildlich sein könnte. Das wenige Gute ist alten Formen nachgebildet. Der Garten steht dadurch im Gegensatz zu allen andern Kulturanlagen, in denen doch überall zum mindesten neue Gesichtspunkte, wenn nicht neue Formen entstanden sind.

Soweit in dem Vorhergehenden die Rede von der Gestaltung des Gartenterrains war, geschah es [immer in seiner Beziehung zum Garteneingang, d. h. in seiner Lagerung zum Zugang oder zur Strasse.

Die Betrachtung der Terraingestaltung selbst muss hier folgen. Es wäre eine fast unmögliche Aufgabe, alle Terraingestaltungen, die bei Gärten vorkommen können, zu registrieren. Jedenfalls fällt es nicht in die Aufgabe dieses Buches, das zum Nachdenken anregen will. Es wird deshalb genügen, wenn ich zu den übrigen Beispielen, die als Folgeerscheinungen anderer Betrachtungen sich von selbst ergaben, noch einige verschiedener Art hinzufüge. Wenn man die prinzipiellen Ergebnisse aus den wenigen Beispielen in seine Erkenntnis eingereiht hat, so werden sich diese Ergebnisse bei anders gearteten Anlagen von selbst herausstellen.



Abbildung 107

Ich nehme Beispiele, wie ich sie grad zur Hand habe: ein Garten in der Stadt, einer in der Vorstadt, einer am Flusse, einer auf dem Berge u. s. w.

Abb. 105 ist der Garten in einer Stadt, die auf welligem Terrain angelegt ist. Der Teil, auf dem das alte Patrizierhaus unseres Bildes steht, bildete eine schiefe Ebene, deren tiefste Stelle im Hintergrund links lag und deren Höhepunkt sich nach rechts oben hinzog, wie

sich aus der Abbildung noch erkennen lässt. Die Haus- und Gartenanlage schuf dieses Naturgebilde in ein Gebilde aus Menschenhand um, indem es die gegebenen Bedingungen geschickt benutzte. Der Baumeister sagte sich: der Teil des Anwesens rechts (vom Standpunkt des Beschauens aus gesehen) liegt hoch, die Strasse liegt tief. Wenn wir aus dem allmählichen Uebergang von tief zu hoch einen schroffen Uebergang machen, d. h. eine Terrasse vorschieben, die die schiefe Linie in zwei horizontale und eine vertikale zerlegt, so gewinnen wir sehr viel und verlieren nichts.

Dadurch, dass das Haus auf den Rand der Terrasse zu liegen kommt, erhebt es sich hoch über die Strasse, liegt aber mit seinem Garten auf einer Ebene.

Das hat den Vorteil, dass man sehr bequem auf und in die Strasse blicken kann, die Leute draussen uns aber nicht in die Parterrefenster gucken können, das Haus dadurch auch einbruchsicherer wird. Nebenbei fügt sich von selbst hierzu das schöne Motiv der hohen Freitreppe.

Trotz der Höhe sind wir aber von unserm Garten nicht getrennt, sondern wir brauchen nur über einige Stufen aus dem Gartensalon in das Gartenparterre hinabzuschreiten. Abb. 107 und 108 zeigen vorzügliche Lösungen solcher Ausgänge.

Der Garten liegt nun auch so hoch über der Strasse, dass uns das Strassenleben nicht mehr stören kann.



Abbildung 108

Wir können zwar jederzeit bequem hineinblicken, wenn wir an den Rand des Gitters treten; wir können uns auch eine versteckte grüne Laube auf dem hohen Rande anlegen, aber uns kann man nicht sehen, wenn wir im

Mittelgrunde oder im Hintergrunde des Gartens wandeln. Wir können uns, wenn wir Lust dazu haben, im Morgen-
gewand im Garten ergehen, denn nicht einmal von den
Nachbarhäusern kann man uns sehen. Auf der einen
Seite schützt uns das eigene Haus, rechts ist das Terrain
ohnehin frei, gegenüber liegt eine Kirche, an der vierten
Seite stösst ein Nachbargarten an, dessen Haus, hinter
Bäumen versteckt, ziemlich weit entfernt liegt. Im
Hintergrund des Gartens ergibt sich wieder eine Mauer,
die als schützenden Abschluss ein reizendes Motiv bildet,
in der sich Grotten anlegen lassen, die man mit Epheu
umspinnen und in deren Schatten man Bänke setzen
kann.

Es ist ein kleines Paradies, was auf diese Weise
entstanden ist und die Leute, die es bewohnt haben,
haben sich's wohlergehen lassen darin, das braucht man
nicht zu errechnen, das sieht man.

Natürlich stellt sich für den Menschen des Wider-
spruchs automatisch sofort der Einwand ein, auf den ich
schon mehrfach zurückkommen musste: „ja, das ist ja
ganz schön, aber so eine Anlage ist ja viel zu teuer.“ Amen.

Wer Lust hat, der folge nachstehender Rechnung.
Eine Anlage wie die auf Abb. 105 würde nach heutigen
mittleren Baupreisen, Haus und Garten, etwa 200 000 Mk.
kosten.

Moderne Villen- und Gartenanlagen, die 200 000 Mk.
kosten, sind in den letzten Jahrzehnten in Deutschland



Abbildung 109

durchaus keine Seltenheit mehr. Die Villenanlagen, die begüterte Männer sich jetzt in grossen und kleinen Städten erbauen, mögen zumeist diese Summe erreichen, oft auch überschreiten. Eine Futtermauer von der Länge wie auf Abb. 105 lässt sich in Bruchstein für 3—4000 Mk. herstellen. Dazu kommt noch einmal die gleiche Summe für Erdarbeit. Macht 6—8000 Mk. Diese Summe, die recht klein ist im Verhältnis zu den Gesamtbaukosten, wäre also notwendig, um das Fundamentale zu

schaffen, die Hauptsache der ganzen Anlage, von deren Vorhandensein oder Nichtvorhandensein die Schönheit der ganzen Anlage abhängt.

Sehe ich daraufhin unsere hier in Frage kommenden modernen Anlagen an, so mache ich immer wieder die Beobachtung, dass an ihnen oder zu ihrem „Schmuck“ Summen verausgabt werden, die doppelt und dreifach so gross, wie die oben genannte sind. Sehe ich dann das für die Summen Geleistete an, so komme ich zu dem Schluss, dass die ganze Anlage nur gewinnen könnte, wenn man diese Zuthaten, die schmücken sollen, einfach entfernen könnte. Ich brauche nicht weiter darauf einzugehen, mein ganzes Buch handelt ja davon, und wer will, der weiss auch, was ich meine. Würde man die zur Verfügung stehenden Gelder am richtigen Orte verwenden, so würde es auch heute noch überall zu praktischen, sinnvollen und angenehm zu benutzenden Anlagen reichen.

Abb. 109 zeigt den einfachen Garten an einer Strasse, die durch die Vorstadt ins Freie führt. Vernünftigerweise ist auch hier die Hauswand in die Strassenfront gesetzt, so dass das Haus Strasse und Garten gleicherweise beherrscht. Das schlichte Haus, das einfach als Würfel, und das Dach, das ebenso einfach als Pyramide gestaltet ist, wirkt, wie immer, trotz des Fehlens jeglichen Schmuckes, sehr freundlich und heiter. Was kann man von so einem einfachen Häuschen noch mehr verlangen?

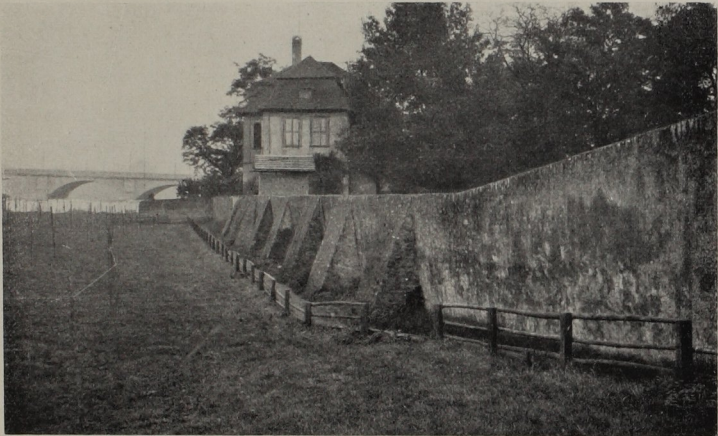


Abbildung 110

Wie viel das schon bedeutet, wird man einsehen, wenn man sich darüber klar geworden ist, dass die meisten Vorstadthäuser aus der modernen Zeit die Gegend veröden.

Der Garten ist hier ebenfalls durch eine kleine Futtermauer über das Strassenniveau erhoben und zur Ebene gemacht. Wie heiter sind diese alten Gartenvorstädte, in denen man zwischen Mauern und Grün und freundlichen weissen Häuschen umherwandeln konnte und überall immer nur das eine sah, dass die Menschen sich Häuser bauten, um freundlich drinnen zu wohnen, und Gärten anlegten, um sich heiter darin zu bewegen.

Abb. 110 zeigt die Anlage am Flusse. Auch die Flussufer bildeten ursprünglich eine schiefe Ebene mit wechselndem Gefäll der Böschung. Um dem Flusse ein Stück seines Hochwasserterrains abzugewinnen, schob man die hohe Mauer nach Art unserer öfter besprochenen Terrassenbildung ziemlich weit vor und schuf so ein ebenes Terrain, das man zum Garten umwandelte. Unter sich hatte man nun das Hochwasserbett des Flusses, das sich im Sommer in einen üppigen Rasenteppich verwandelte. Das Gartenhaus lag weit vorgeschoben auf dem Rande der Mauer, von vorn geschützt durch die Höhe der Mauer, von hinten durch die Bäume des Gartens.

Abb. 111 und 112 zeigen die Anlage auf dem Berge. Auf dem Plateau dicht am Rande des steilen Abhangs zieht sich der Garten hin. Hier ist die Terrassenbildung derartig durch das Terrain gefordert, dass man ihr kaum entgegen konnte. Frühere Zeiten sind dieser natürlichen Forderung stets nachgekommen und die Gebilde, die dann entstanden, gehörten zu den schönsten Blättern in der Geschichte des Gartenbaues. Unser erstes Bild zeigt die obere Terrasse, auf der höchsten Kante des Terrains. Das niedere breite Mauerchen rechts, an dem die Allee von Rosenstämmchen sich hinzieht, ist natürlich nur der oberste Teil der hohen Futtermauer, die steil zur zweiten Terrasse abfällt, zu der Steintreppen niederführen. Abb. 112 ist die zweite Terrasse. Links erscheint die mit



Abbildung 111

Weinlaub dicht umkleidete Wand der oberen Terrasse, der ein Streifen mit blühenden Pflanzen vorgelagert ist. Rechts auf der Mauerkante zieht sich der Weg hin. Die Mauer springt hie und da bastionsartig vor, so dass

der Blick von diesen Plätzen aus meilenweit thalauf und thalab schweifen kann.

Selbstverständlich ist das eine ausserordentlich grosse und reiche Anlage. Aber ich kenne doch ganz neue Villen- oder Schlossanlagen, wo nur die Einsicht, nicht die Mittel dem Erbauer fehlten, um etwas ähnlich Schönes zu schaffen. Wie oft ist ähnlicher Aufwand gemacht worden! Und doch, wo es geschehen ist, hat man sich durch missverständene Stillfexerei und Ornamentprotzerei doch wieder den Eindruck des Ganzen verdorben.

Noch einige Beispiele für Terrassenanlagen. Abb. 113 ist der zurückliegende Teil des Gartens, dessen vordere Terrassen Abb. 111 und 112 zeigen. Das Terrain ist hier flacher; trotzdem hat man mit Wohlbedacht die schrägen Neigungen in ebene und senkrechte Flächen aufgelöst und dadurch den Garten zu Räumen gegliedert, die sich dem Auge stufenweise im angenehmsten Wechsel darbieten. Dass malerische Bilder wie Abb. 113 durch die gute Anlage und nicht durch „Zufall“ entstehen, mache man sich durch den Vergleich mit Abb. 114 klar. Bei ersterer überschneiden sich Terrasse und Gebäude in reizvollem Wechselspiel der Linien, das letztere ungegliederte Bild ist überhaupt nicht zu beschreiben. Ueber das missverständene Teppichbeet auf der unglücklichen schiefen Ebene später.

Von Abb. 115 (Abb. 65 wiederholt) sprach ich schon auf S. 78—80. Man versteht sofort auch hier, dass der

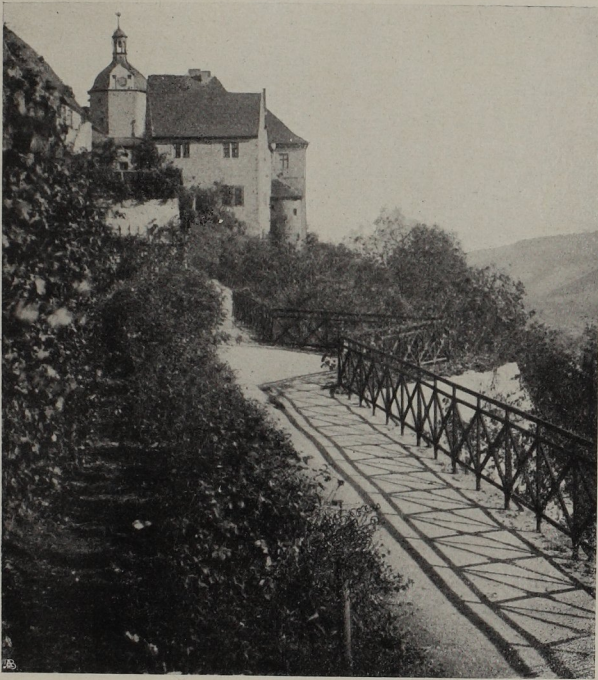


Abbildung 112

untere, vorn liegende Teil des Gartens einen ganz anderen Charakter haben muss als der obere. Auf dem Gegenbeispiel dazu sind lauter spitze Steine aufrecht in die Erde gesteckt; warum, weiss ich nicht.

Abb. 117 muss einem jeden ein vertrauter Anblick

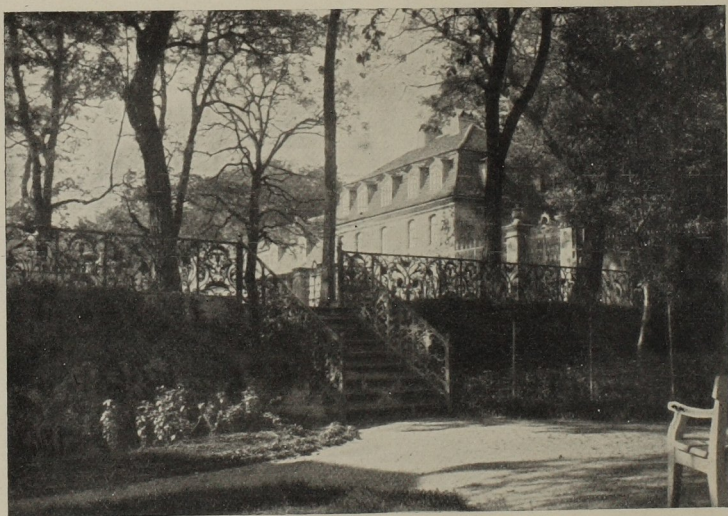


Abbildung 113

sein. Diesen einfachen Garten mit einer niedrigen Terrassenbildung giebt es in jeder alten Stadt. Das Bild mag für sich selbst sprechen.

Bei Abb. 118 lehnt sich eine Laube auf die natürlichste, nettteste Weise in einer Ecke an Futtermauer und Aussenmauer an. Abb. 119 eine Terrasse mit Treppchen weiter oben im selben Garten.

Die Mittel, die wir ausser der eigentlichsten schon besprochenen Architektur zur Gestaltung des Gartenterrains zur Verfügung haben, sind im wesentlichen:

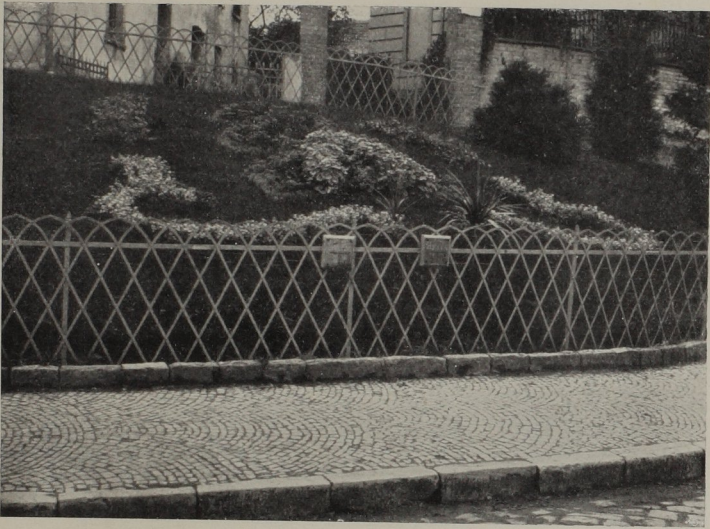


Abbildung 114

Wege, Rasenflächen, Pflanzen, Sträucher, Bäume, Wasserbecken und die kleinen architektonischen Zuthaten wie Treppen, Brücken, Bänke etc.

Die fundamentalste Arbeit nächst der Schaffung der Terrainfläche selbst ist beim Garten das Ziehen der Wege. Sie entspricht, wenn man es mit dem Bilde nicht zu streng nehmen will, ungefähr dem Einteilen des Hauses in Zimmer. Auch hier wieder wollen wir uns über die Art und Weise, wie sich alte und neue Zeit dieser Arbeit entledigten, an Bildern unterrichten.

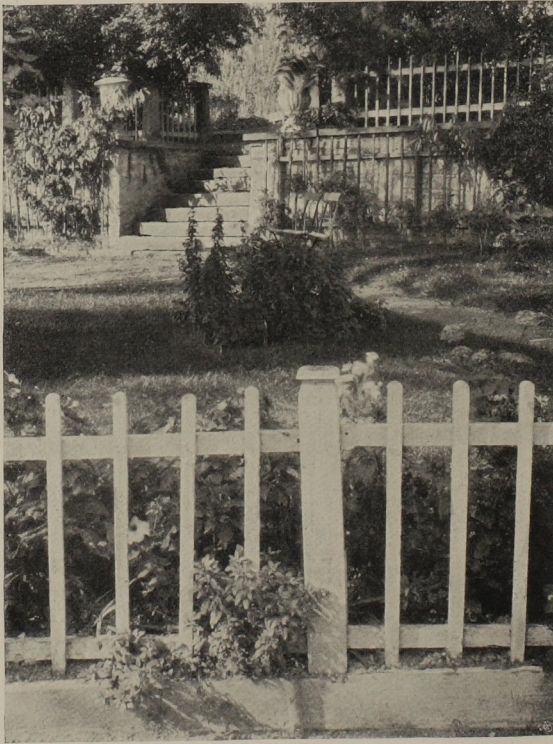


Abbildung 115

Wenn man den grossen Gegensatz der alten zu den neuen Gärten in eine kurze Formel fassen wollte, die den Gegenstand zwar nicht erschöpft, aber doch

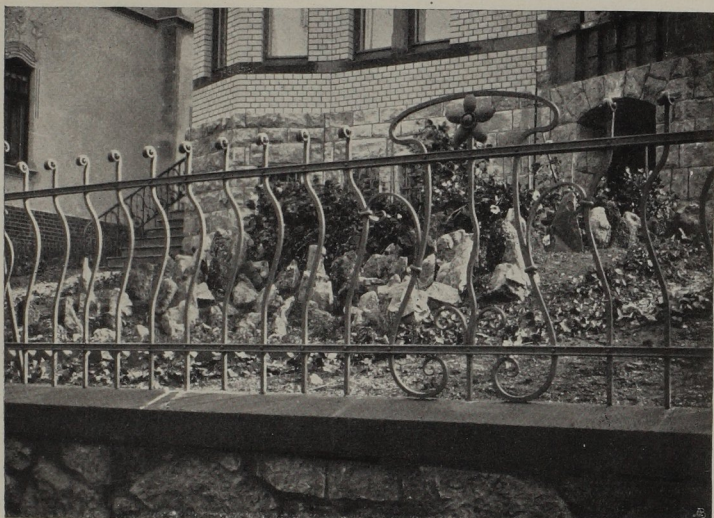


Abbildung 116

mit einem Schlagwort ziemlich deutlich kennzeichnet, so würde das heißen: „Hie gerade — dort krumme Wege.“ Wer hat da nun recht, fragt der Unbefangene. Ich möchte meine Meinung nicht als diktatorisches Urteil vorausschicken, sondern möchte den Gedankengang niederschreiben, den der Leser notwendig durchlaufen muss, um selbst zu der Lösung zu kommen. Auch wenn dieser Gedankengang etwas weitschweifig erscheinen wird, sollte man ihn doch mitmachen, da er absolut notwendig zur Klärung der Begriffe ist.

Zunächst wird man sich gestehen müssen, dass Wege Menschenwerk, kein Naturprodukt sind. Wege sind die von Menschen zunächst für den Menschenfuss gebahnten Verbindungen zweier Punkte. Für den Menschenfuss gebahnt, darauf liegt der Schwerpunkt. Denn gebahnte Verbindungen zweier Punkte für andere sich bewegende Objekte kennt die aussermenschliche Natur sehr wohl. Der Fluss ist eine solche, der die beiden Punkte: den höchsten, die Quelle, mit dem tiefsten, dem Ausfluss, verbindet und eine geschaffene Bahn darstellt. Allerdings eine für die Laufart des Wassers geschaffene. Ein Giessbachbett, ein Flussbett hat seine daraus resultierenden Formen. Die Formen unserer Wege resultieren aus den Bedingungen, die aus dem Wesen unserer Gehwerkzeuge und unserer Fortbewegungsmaschinen hervorgehen. Sie stellen entweder horizontale oder schiefe Ebenen dar; eine Nebenform ist die ausschliesslich für den menschlichen Fuss berechnete Form der Treppe: die Aneinanderreihung horizontaler Ebenen mit ansteigender Niveauhöhe.

Wenn der Mensch von einem Punkt zum andern gelangen will, die beide auf einer Fläche liegen und es trennt die beiden Punkte kein Hindernis, so wird er direkt von dem einen auf den andern zugehen. Sein Weg wird dann eine gerade Linie beschreiben. Der im Winkel gezogene Weg entsteht, wenn ein Hindernis im Wege liegt, das umgangen werden muss. Man denke



Abbildung 117

ein Haus. Ist es ein umfangreiches Objekt, etwa ein Berg, so entsteht anstatt des Winkels die Kurve. Ebenso entsteht die Kurve dort, wo starke Anhöhen überwunden werden müssen. Wollte man die beiden zu verbindenden Punkte, Höhe und Tiefe, geradlinig verbinden, d. h. den Weg direkt den Berg hinauflassen, so würde, sobald ein gewisser Neigungswinkel überschritten ist, eine Steigung entstehen, die für rollend

sich fortbewegende Fahrzeuge nicht mehr benutzbar ist, bei etwas stärkerer Steigung aber auch für den Fuss nicht mehr bequem wäre. Bei Steigungen über 30° würde das Gehen sich schon dem Klettern nähern, das dann das Terrain mehr treppenartig benutzt. Will man in solchen Fällen allgemein benutzbare Wege schaffen, so wird man auf Kosten der Kürze der Verbindung die Wegfläche weniger steil machen, d. h. man zieht den Weg in langen Kurven den Berg hinan. Man kommt dabei auf eines der fundamentalen mechanischen Gesetze, das Gesetz von Kraft und Zeit, die im umgekehrten Verhältnis stehen. Um in den langen flachen Kurven den Berg hinaufzufahren, braucht man allerdings ein viel geringeres Kraftaufgebot, als zum steilen in die Höhe Klimmen, dafür muss aber ein entsprechend grösserer Raum durchmessen und bei gleicher Geschwindigkeit entsprechend mehr Zeit verwendet werden.

Das sind die gesamten Grundbedingungen, nach denen unsere Wege angelegt werden. Ihre übrigen Formen entstehen nach Massgabe der auf der Bahn zu bewegendem Objekte. Ein Fussessteig kann im Winkel von 90° umbiegen, ohne dem sich verhältnismässig langsam zu Fuss fortbewegenden Menschen Schwierigkeiten in der Benutzung zu machen. Die Rollbahn der Eisenbahnschienen braucht bei unseren heutigen Geschwindigkeitsverhältnissen Kurven von nicht unter 180 m Radius — bei den zukünftigen Schnellbahnen wird indessen der



Abbildung 118

Radius ganz bedeutend grösser sein müssen. — Die von Wagen befahrenen Landstrassen werden die Mitte zwischen diesen beiden Extremen halten, immerhin auch überall scharfe Knicke vermeiden und sich geschwungener Kurven bedienen müssen.

Dass ein Blick auf unsere Landkarten selten gerade Linien der Strasse aufweist, liegt daran, dass diese Kartenlinien erstens bedeutende Verkleinerungen, ferner

überall die Summe vieler Wegverbindungen darstellen. Sobald Punkt A und B verbunden sind, läuft die Fortsetzung des Weges auf den dritten zu verbindenden Punkt C los und nur ein Zufall könnte es wollen, dass so und so viel zu verbindende Punkte alle auf einer Geraden liegen.

Das Resultat unserer Beobachtung ist: der Mensch schafft die Verbindung zweier Punkte, soweit es ihm möglich, immer geradlinig, da er als vernunftbegabtes Wesen sein Ziel zuvor ins Auge fasst und grad darauf losschreitet. Er weicht nur dann von dieser Regel ab, wenn die Bedingungen Ursache dazu geben. Man könnte nun wohl einwerfen: das wäre aber doch recht langweilig, wenn das wirklich der Fall wäre. Das bliebe erst zu erweisen übrig. Ich wüsste aber nicht, wie dieser Beweis zu erbringen wäre. Die geradlinige Allee schafft die unendliche Perspektive, die nichts weniger als langweilig ist. Wenn es langweilige geradlinige Wege gibt, so liegt die Ursache an ihrer trostlosen Umgebung, nicht an der Geradlinigkeit der Wege. Sind Abb. 120, 123, 124, 125, 126, 130, 136, 137, 139, 140, 141, 142 etc. langweilig? Wenn aber die gewundenen Strassen und Wege auch schön sind, so sind sie es, weil aus den in dem besonderen Fall gegebenen Verhältnissen heraus die Kurve ihrer Richtung bedingt ist, nicht weil die Kurve a priori ornamentaler wäre, als die gerade Linie.



Abbildung 119

Sehen wir uns nun danach in der Wirklichkeit um. Abb. 120 ist aus einem alten Garten genommen, der als Muster einer guten Anlage dienen kann. Die

BEISPIEL

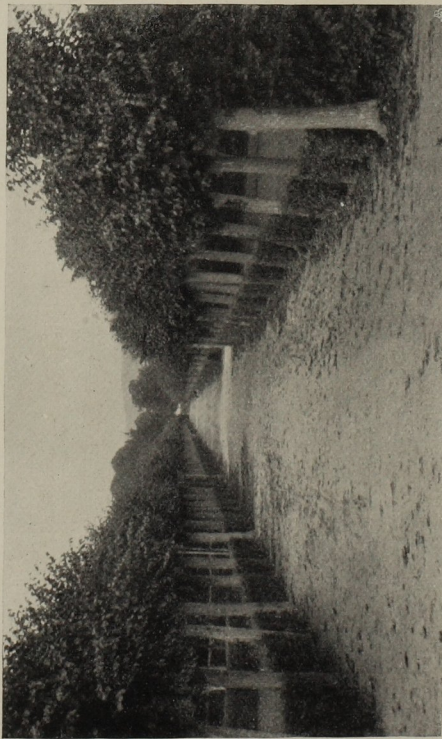


Abbildung 120

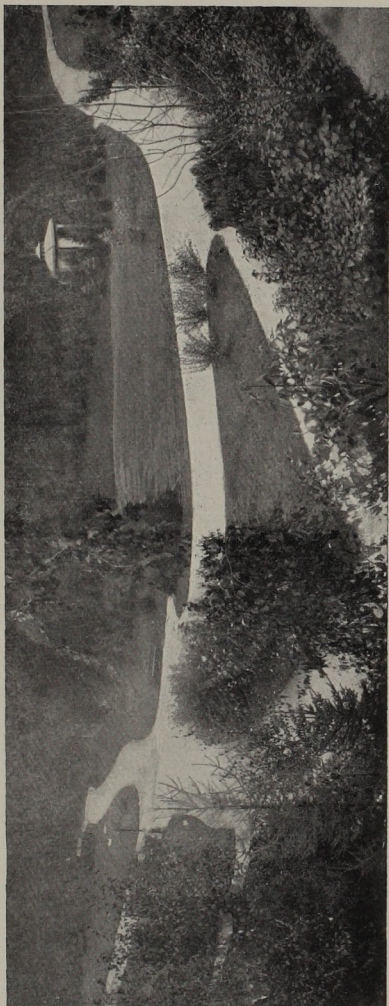


Abbildung 121

hier gezeigte breite Allee durchschneidet ihn in der Mitte in seinem Längsdurchmesser und bildet die Verbindung des Schlösschens, das an einem Ende des Gartens liegt, mit der erhöhten Terrasse, die durch die Bresche der Mauer hindurch den Blick ins Thal zulässt. Diese geradlinige Verbindung ist nun einmal thatsächlich die einfachste Verbindung vom Ostende zum Westende des Gartens, die beim Begehen die entzückendste Perspektive der jungen Bäume zeigt; zum andern aber gliedert sie den Garten, der durch sie in zwei Hälften, die nördliche und die südliche zerfällt. Auch diese werden wieder von einigen geradlinigen Wegen rechtwinklig durchschnitten, die natürlich bei der geringeren Querdimension des Gartens weniger lang sind (Abb. 130 und 137) und die ihrerseits den Garten weiter gliedern. Die alten Gartenkünstler wussten aber sehr wohl, dass uns Menschen mit breiten behaglichen Wegen zum Lustwandeln allein nicht gedient ist, wenn wir den Garten geniessen wollen, sondern dass wir auch nach schattigen, versteckten, lauschigen Plätzchen, Laubgängen, Lauben und kühlen, epheumsponnenen Mauern verlangen. All das ist in unserm Garten wunderschön vorgesehen. Die an sich rechteckige Grundform des Gartens wird durch die rechtwinkligen Wege in eine Anzahl weiterer Rechtecke und Quadrate zerlegt. Das ist allerdings eine an sich ganz geometrisch-architektonische Gestaltung. Aber diese Rechtecke selbst bergen nun ein entzückendes



Abbildung 122

Dickicht, das wie geschaffen ist zum sich Verstecken. Man betrachte Abb. 130. Hier durchziehen lauschige Wege die stockwerk hohen Laubwände, deren Kronen sich über den Wandelnden wölben. In der Mitte des Weges liegt eine bedachte Laube, deren Formen auf Abb. 53 grösser dargestellt sind. Die hohen Laubwände schliessen manchmal kleine Höfe ein, zu denen nur irgend ein schmaler Schlupf führt.

Nicht alle Felder des Gartens müssen so mit Buschwerk gefüllt sein. Innerhalb des einen breitet sich ein geräumiges Wasserbecken aus, über das noch zu reden sein wird. Ein freier Raum dient zum Spielen, eine kreisförmige Hecke bezeichnet den grossen runden Platz. Abb. 127. Ein anderer Plan ist mit Bäumen bepflanzt, in deren Mitte ein Pavillon steht (Abb. 55). An der nach Süden gerichteten Seite der Aussen-Mauer zieht sich ein schattiger Weg hin, dessen Grotten und Lauben kühlen Aufenthalt gewähren. Bei all dieser Abwechslung, die überall die malerischste Erscheinung bietet, sind die Wege in dem ebenen Gartengelände doch überall gerade geblieben. Nur da, wo ein erkennbarer Zweck und ein besonderer Grund vorliegt, weichen die Wege von der geraden Linie ab. Um einen kreisrunden Platz, dessen Mitte ein plätschernder Brunnen zielt, läuft ein Weg im Laubgang, der genau der Kreisform folgt. Hier erkennt man sofort beim Betreten die Notwendigkeit der Rundung der Wegrichtung. Ebenso



Abbildung 123

biegt ein Weg, der in ein Versteck führen soll, im Dickicht um.

Betrachte man nun die Wegeanlagen unserer Gärten von heute. Die geraden Wege hat man längst aufgegeben, unter der Begründung, sie seien steif und unnatürlich. Die Wege, die man jetzt zieht, folgen bis auf den heutigen Tag immer noch im Grundriss einer Brezel oder Herz- und Nierenformen. Auf Abb. 121, 122, 129, 131, 135, 138 sieht man sie angedeutet.

Suchen wir uns der Reihe nach die Beweggründe für diese Formen auf und klären wir uns über die Begriffe. Man behaupte also, die geraden Wege seien unnatürlich und mit den geschlängelten Wegen folge man der Natur. Dass das hier eine inhaltslose Redensart ist, wird man erkennen, wenn man sich des Eingangs vom Wesen des Weges (Seite 168 u. f.) Gesagten erinnert. Die „Natur“ kennt keine Wege, die für den Menschen gemacht sind — die muss immer erst der Mensch machen. Der Fluss, der Giessbach bahnt sich auch seinen Weg, verleugnet dabei aber nicht seine nur ihm eigentümlichen Formen. Ebenso wird der Menschenweg nicht seinen Stil verleugnen dürfen, der sich als Menschenwerk in einen gewissen Gegensatz zu der aussermenschlichen Natur setzt, indem es diese meistert und sie seinen Zwecken unterwirft. Also könnte man mit dem Hinweis auf die „Natur“ höchstens meinen: die Menschenwerke draussen in der Wiese, im Felde, im Walde.



Abbildung 124

Was nun zunächst die Wege in den Wiesen und im Felde angeht, so muss eine recht oberflächliche Beobachtung zu Grunde liegen, wenn man zu der Meinung

gelangt ist, sie schlängelten sich im Stile der Gartenwege. Wege auf Feld und Wiese sind zunächst reine Nutzwege, die der Landwirt für seine Leute und Wagen anlegt. Er denkt gar nicht daran, diese ohne Grund von ihrer Zielrichtung abweichen zu lassen. Diese Wege führen auf ebenem Gelände fast immer gerade von Ziel zu Ziel. Da ein Weg nun meist mehrere Ziele berührt, so entsteht nur dadurch ein Abweichen von einer einzigen Geraden. Sobald natürlich Terrainsteigungen zu überwinden sind, tritt das andere Prinzip ein, das wir ja schon besprochen. Auch von den anderen Ursachen zur Abbiegung der Wege war schon die Rede: das Hindernis im Wege. Das kann natürlich von mannigfachster Art sein, in dem Hang eines Bergzuges oder dem Lauf eines Baches bestehen, dem man folgen muss. Fluss- und Bachläufe machen oft die anmutigsten Schwingungen und auch der Weg, der sie begleitet, paraphrasiert diese Anmut.

Folglich müssen doch also auch Gartenwege, wenn sie solche Windungen zeigen, anmutig sein, nicht wahr?

Hier setzt das Missverständnis ein. Zunächst das eine, grosse, auf das immer wieder gedeutet werden muss bei unsern Betrachtungen, weil es im Grunde auf etwas Unethischem, dem Mangel an Ehrlichkeit beruht. Wenn man nämlich Gärten anlegt, so muss man dabei bekennen: ich mache jetzt einen Garten d. h. ein Menschenwerk, und dabei nicht so thun, als ob man ein Flussgott wäre, der sich



Abbildung 125

durch die Wiesen schlängelte. Lässt man dann aber gar die Ursachen, die die gewundenen Linien draussen in der Wiese erst hervorriefen (also etwa den Fluss, den Bergetc.) weg und behält bloss noch die nun leere, sinnlos gewundene Linie übrig, die rein gar nichts mehr ausdrückt, so gelangt man zum Stadium des Lächerlichen. Aber auch von dieser inhaltslosen Linie wird vor dem Gebrauch erst noch ein verdünnter Aufguss gemacht.

Die durch bestimmte Verhältnisse in Feld und Wiese verursachten Windungen der Linien sind von sehr grossen Dimensionen.

Unsere Gärten sind, dagegen gehalten, sehr klein. Man verkleinert also dementsprechend einfach die Windungen, bis schliesslich Wege herauskommen, auf denen man sich keinen Schritt mehr vorwärts bewegen kann, sondern beständig bald rechts, bald links taumelnd durch den Garten tänzeln muss.

Aber immer noch mehr. Die ersten Versuche, Wegwindungen zum Handgebrauch im Garten gleichsam auf Flaschen zu ziehen, liegen weit zurück. *Tempi passati*. Seit jenen ersten Versuchen hat offenbar kein Gartenkünstler der Brezelwege die Vorlagen in Feld und Wiese mehr recht angesehen. Denn die Windungen sind in einer Weise vernudelt und in dieser Form eingetrocknet, dass sie nun auch jede letzte Aehnlichkeit mit dem an sich schon missverstandenen und deplacierten Vorbilde verloren haben.

Die alten Waldwege zeigen allerdings selten eine gerade Richtung. Wo das Terrain ansteigend ist, findet das seine Erklärung schon aus den Umständen, die auf Seite 170 beschrieben sind. Im Walde auf ebenem Terrain muss man sich aber das Zustandekommen der Pfade doch so denken: Der Erste, der seinen Weg durch das Dickicht suchte, lief einfach da, wo Lichtungen waren und dünneres Unterholz ihm den Weg nicht versperrte.